Eine Ohrfeige.

Eine Skizze aus Niederländisch-Indien.

Das Jahr 187* brachte dem niederländisch-ostindischen Heere einen neuen Commandanten, den General-Lieutenant X. Nach altem Brauch fand derselbe, daß unter seinen Vorgängern Verschiedenes faul geworden war. Vor allem die Disciplin war mangelhaft. Es mußten Exempel statuirt werden, eine gründliche Reinigung des Heeres mußte stattfinden. Mit diesem Stichwort bestieg der neue Reiter das alte Steckenpferd.

Vor allem sollte man den Franzosen zu Leibe rücken. Ihnen wurde hauptsächlich die Schuld an dem Untergang der Disciplin beigemessen. Das Heer wimmelte von Franzosen, und sie standen im Geruche, allesammt Communards zu sein. Hinaus mit ihnen! Zu viele Fremde, zu wenig Holländer! Weg mit den Fremden! Das war die Parole des Jahres 187*.

Von dem hohen Standpunkte aus, von welchem dieses Licht ausgegangen war, drang dasselbe langsam bis in den Schädel des dummsten Lieutenants. Man sprach von 1870, von der schlechten Disciplin der Franzosen, und »obschon Alle in der Sache einig waren, weil Keiner davon viel wußte, so wurden doch nach und nach mehr und mehr Gründe zusammengebracht, welche unstreitig die obigen Thatsachen bewiesen. Ich fühle mich keineswegs dazu berufen, an dieser Stelle das Loblied der Franzosen zu singen, stelle jedoch als ehrlicher Mann fest, daß unter ihnen viele brave tüchtige und keineswegs undisciplinirte Soldaten sich befanden, allerdings auch viele Rauhbeine und Schurken von echtem Schrot und Korn, jedoch sicher nicht viel mehr, wie unter den Holländern selbst.

1872 zählte das Heer nur 319 Franzosen und Belgier. 1876 bis 1880 waren durchschnittlich 5121 Franzosen und Belgier im Heere; 1878 sogar 5663, über ein Drittel sämmtlicher Europäer des Heeres, von welchem die Holländer nebst den Sinjis (Halbeuropäern) noch nicht die Hälfte ausmachten. In Belgien wurde die Werbetrommel gerührt, um die großen Verluste des Atjeh-Krieges auszufüllen, während in den Niederlanden selbst die erhöhten Engagements-Prämien nur wenig zogen. Die Disciplin litt in der That, jedoch hauptsächlich durch das gänzliche Unvermögen der meisten Offiziere, die Fremden zu behandeln, deren Sprache nur sehr Wenige beherrschten. Auch fehlte es keineswegs an roher Behandlung, und kaum wurde einem Fremden die rohe Bemerkung erspart: „Du frißt holländisches Brod, kannst also auch dafür holländisch sprechen.“ Die Belgier wurden dabei in liebenswürdigster Weise „Meuterer“, (Anspielung auf den Aufstand von 1830), die Franzosen „Communards“ und die Deutschen „Mof“ geschimpft.

Also die Parole war gegeben, und eine fieberhafte Thätigkeit begann in allen großen und kleinen Militär-Bureaux. Bestimmungen, Beschränkungen und Bemerkungen häuften sich, und ein unheimlicher Wind blies allenthalben in der Colonie. In den Kasernen fing es an, faul zu werden, nämlich für die armen Schlucker von Soldaten.

Obwohl die sämmtlichen Kriegsgerichte mit Hochdruck arbeiteten, waren die „Profoßhäuser“ überfüllt, und in den Festungen waren alte, längst verlassene und vor Nässe triefende Casematten zur Aufnahme von Gefangenen hergerichtet worden.

Endlich war der erste Fall erledigt: Insubordination! Der Tod! Der Gouverneur-General muß das Gnadengesuch abschlagen! Alles für die Disciplin! Hurrah! Der Mann war fertig! Die neue Parole hatte sein Schicksal besiegelt. Es war ein Belgier, also beinahe ein Franzose.

Die Mühle arbeitete weiter. Dieses Mal galt es einem Holländer. Und weiter ging es in dem neuen Curs; fünf Javanen auf einmal! Hurrah für die Disciplin!

Alle diese Verurtheilungen erfolgten von einem einzigen der fünf Kriegsgerichte, neben welchen noch der „Kriegsrath zu Felde“ in Atjeh bestand.

Inwiefern der Belgier und die fünf Javanen sich vergangen hatten, weiß ich nicht, jedoch wurde mir die Geschichte des armen Kanoniers aus Nymwegen bis in die Einzelheiten bekannt.

Der Lieutenant der Infanterie Babbelaar — der Mann hieß nicht genau so, verdiente jedoch diesen Namen (Schwätzer) — gehörte zu den größten „Ekeln“, welche der Militärdienst aller Länder und aller Zeiten hervorgebracht hat. Von geringer Herkunft, war er mit 14 Jahren als Tambour in Dienst getreten und hatte sich langsam bis zum Offiziersrang emporgearbeitet.

Als echter Emporkömmling blickte er mit grenzenloser Verachtung auf die armen Soldaten hinab, welche das Schicksal in seine Hände geliefert hatte. Derselbe Mensch wäre jedoch im Stande gewesen, sich für einen kräftigen Fußtritt von oben her unterthänigst zu bedanken.

Sein ganzes Benehmen, seine Haltung, der häßliche Blick der falschen Augen und die verächtliche Verzerrung der dicken Lippen boten für die Untergebenen einen steten Reiz zur Insubordination.

Dieser liebenswürdige Charakter begegnete auf einer Casernentreppe einem ziemlich schwer betrunkenen Artilleristen. B. hatte von deutschen Soldaten gelernt, daß man auf der Treppe, selbst wenn diese für sechs Mann genügend breit wäre, stehen bleibt, sobald ein Vorgesetzter dieselbe betritt. In der niederländisch-indischen Armee war das ziemlich unbekannt; der Soldat passirte vielmehr mit militärischem Gruß. B. schnauzte den Soldaten in seiner gewöhnlichen Weise an. Der Betrunkene wurde frech und gab ihm schließlich eine schallende Ohrfeige.

Das war vor zehn Monaten geschehen. Endlich war das Urtheil gefällt, vom hohen Gerichtshof bestätigt, das Gnadengesuch zurückgewiesen worden. Am nächsten Tage sollte der Mann erschossen werden.

Die Sache war unabänderlich, und bereits saß der Delinquent in seiner hell erleuchteten Armesünder-Zelle im Kreise seiner Kameraden, welche gekommen waren, Abschied von ihm zu nehmen. Seine letzten bescheidenen Wünsche waren befriedigt. Vom Staate werden dazu, ich glaube, zehn Gulden bewilligt. Ein paar Freunde hatten die Erlaubniß erhalten, die letzte Nacht mit ihm zuzubringen. Da fiel ihm ein, den Lieutenant B. bitten zu lassen, er möge ihn doch vor seiner Hinrichtung besuchen; der arme Mensch wollte den Urheber seines Todes um Verzeihung für die Ohrfeige bitten.

B. vermuthete jedoch Unrath und hielt es für klüger, seine Verzeihung zu übersenden, anstatt sie selbst zu bringen. Er verzieh denn auch „von ganzem Herzen“, ließ jedoch sein Ausbleiben entschuldigen, da er „zu sehr angegriffen“ sei.

Der Belgier war als ein Mann gestorben, und sein muthiges Benehmen hatte einen tiefen Eindruck auf die Garnison gemacht. In die Empfindungen, mit welchen die nächste Execution erwartet wurde, mischte sich ein guter Theil Neugierde, ob der Artillerist eben so gelassen sterben würde.

Sei es nun, daß dem armen Burschen die geringfügige Ursache, um deretwillen er sein Leben lassen mußte, an's Herz ging, oder daß der Gedanke an seine Lieben ihn niederdrückte: seine Kameraden fürchteten für seine Haltung bei der Execution. Als um 5 Uhr von der Hauptwache das Signal der Reveille durch die Nacht schmetterte und sofort durch die verschiedenen kleineren Wachen aufgenommen wurde, überwältigten ihn seine Empfindungen: er weinte. Jedes neue Signal bezeichnete eine neue Station in der kurzen Spanne Zeit, während welcher das Leben ihm noch gehörte.

Fünf Minuten nach fünf Uhr. Frühstück. Welch' eine kalte Nacht! Eine Tasse heißen Kaffee's würde den von der traurigen Wache erschöpften Körper stärken. Schwere Tritte nahten sich von allen Seiten. Die Essenträger brachten den Gefangenen der verschiedenen Compagnieen Brod und Kaffee, entfernten sich aber sofort eiligen Schrittes, um sich zur Parade zu kleiden.

Auch der Verurtheilte genoß seinen Kaffee; das Brod blieb ihm in der Kehle stecken. Die Glücklichen in den Nebenzellen! Sie hatten heute ihren „guten Tag“. Die Ketten wurden gelöst, und statt Wasser und Reis gab es heute warmes Essen!

5¼ Uhr. Morgen-Rapport. Der Capitän der Wache nahm den Bericht der verschiedenen Compagnieen entgegen. Der Verurtheilte hört deutlich im Geiste jede Compagnie aufrufen und die Feldwebel nach einander ihre gewöhnliche trockene Meldung vorbringen: „Alle präsent.“ O! Warum waren noch Alle da! Wären doch während der Nacht sämmtliche Kameraden weggelaufen! Hätte sich keine Leute zum Schießen gefunden, so wäre die Execution ausgestellt worden. Sein Leben wäre gerettet gewesen! Die Begnadigung würde ihm nicht vorenthalten worden sein, denn zwei Mal läßt man einen Menschen nicht alle Schrecken der Todesangst ausstehen. Alle präsent! Verloren! Verloren!

5½ Uhr. Corvee. Die zum Reinigen der Casernen Commandirten traten an, wurden in Abtheilungen getrennt und gingen in den verschiedenen Quartieren an die Arbeit. Wer doch so glücklich wäre, die sonst so gehaßte Arbeit mithun zu dürfen!

5¾ Uhr. Antreten! Erst die Infanterie, gleich darauf die Mineurs, die Festungs-Artillerie und zum Schluß der klare, schmetternde Ton der Trompeten der Feldartillerie.

Schon standen in den verschiedenen Casernen der großen Garnison die Truppen unter den Waffen. Alle waren in Parade-Uniform mit ihren rothen und gelben Schnüren und Quasten. Die Offiziere schritten die Front ab, ruhig, gleichgültig, wie immer. Und die Soldaten, von denen so mancher an den Abenden der Soldtage mit ihm in fröhlicher Gesellschaft zusammen gesessen und Kameradschaft geschlossen hatte, kannten nur eine einzige Sorge, nämlich die, daß die Säbelkoppel und die Knöpfe blank, Schuhe und Uniform gut gereinigt waren, und die Schultertroddeln auf der richtigen Stelle hingen. Sie dachten nur an ihre Kleidung, die Elenden, während er sterben mußte!

Die Pferde vor den Geschützen stampften ungeduldig auf den Boden. Die herzlosen Bestien konnten nicht einmal die Zeit abwarten, wo man ihn erschießen würde! Und um einer Ohrfeige willen!

Da schlug die Uhr auf der Festung langsam sechs. Eine Ewigkeit lag zwischen den einzelnen Schlägen. Und doch, wie schnell, wie grausam schnell verrannen die wenigen Minuten, welche er noch zu leben hatte! Seine Athemzüge waren schon gezählt.

Die Hörner erschallten und die Trompeten schmetterten ihr „Stillgestanden“ hinaus in den kalten Morgen, dessen graues Licht durch das kleine Fenster eindrang. Der Schein der Dämmerung kämpft in der kleinen Kammer mit dem Petroleumlicht der Lampen, so daß die müden Gesichter des Verurtheilten und seiner Freunde noch um einen Schatten fahler wurden.

Da hörte man in der Ferne ein dumpfes Geräusch, welches zum brausenden Schall anschwoll, als die Truppen durch die schmale Poterne auf die Hauptwache anschritten.

Einige kurze Commandos wurden von einfachen Schwenkungen gefolgt. „Halt .... Front.... Gewehr ab!“ Die Gewehre rasselten und die Kolben dröhnten auf das Pflaster nieder. Das Todesgeleite stand vor der Thüre.

„O Vater! Meine arme Mutter!“ Der aus der geängstigten Seele kommende Schrei war Alles, was man von ihm hörte.

Die Freunde standen auf. Sie mußten nun gehen.

„Adieu, Kamerad! Sei stark! Betrage Dich als Mann! Ertrage das Unabänderliche mit festem Muth! Es ist bald vorüber!“

Ein warmer Händedruck und sie traten zur Seite, als der Offizier mit einigen Geleitsmannschaften eintrat.

„Sind Sie fertig?“

„Jawohl, Lieutenant!“

„Haben Sie noch etwas zu sagen oder zu bestellen?“

„Nein, Lieutenant.“

„Kommen Sie!“

Als er aus dem Kämmerchen heraustrat, war gerade die Sonne zum Durchbruch gekommen. Der letzte Tag, dessen Licht der Verurtheilte sehen sollte, war angebrochen. Er erhielt seinen Platz hinter den zwei Tambours, deren Trommeln wie bei einem Begräbnisse schwarz verhängt waren. Unter dem dumpfen Klang der Trommeln marschirte man ab. Der Weg ging durch eine Poterne in den innern Hof der Festung und zwischen deren Gebäuden der andern Seite durch einen ähnlichen Bogengang wieder hinaus.

Als der Verurtheilte die verhängnißvolle Treppe passirte, wo sein Unglück angefangen hatte, ging ein Schütteln durch seine Glieder und mit einem langen Blick nahm er Abschied von der verlassenen Caserne seiner Compagnie, aus welcher ihm ein Paar zurückgelassene Kameraden, Kranke und zur Arbeit Commandirte, den letzten Gruß zugewinkt hatten.

Durch eine Poterne kam man an die lange Brücke, welche über das träge, schlammige Wasser des Festungsgrabens führte. Auf einem sich schlängelnden Wege betrat man das von einem Wäldchen bedeckte Glacis der Festung, auf welchem bisher das Offiziers-Campement der Infanterie sich erstreckte. Kleinere Gruppen von Javanen, meist Bediente aus dem Campement, standen am Wege. „Der wird jetzt todtgeschossen,“ hörte man hier und da eine gleichgiltige Stimme aus den Gruppen der Neugierigen ertönen.

Der Verurtheilte marschirte scheinbar theilnahmlos zwischen den Bayonetten. Sein Schritt war allmählig etwas fester geworden. Dennoch zeugte seine Haltung von der Aufregung der letzten Stunden. Der Weg durch das Offiziers-Campement war bald zurückgelegt. Unterwegs passirte man das Haus, in welchem B. wohnte. Ein langer Blick des Verurtheilten streifte das kleine, niedrige Gebäude.

Am Ende waren einige Hundert Javanen, welche das militärische Schauspiel am frühen Morgen angezogen hatte, auf der Straße zusammengedrängt. Darunter befand sich eine Menge von javanischen Frauenzimmern.

Schon von Weitem hatte man die Musik, sowie den Hörner- und Trompetenschall der von allen Seiten anrückenden Truppen gehört. Der Aufmarsch war gerade beendet. Auf dem großenthells mit fußhohem Grase überwachsenen Exercierplatze standen die Truppen in einem großen an der Rückseite offenen Viereck.

Beim Nahen des Trauerzuges ertönten Commando-Rufe. Die in den Strahlen der Morgensonne blitzenden Reihen der Bayonette und Säbel standen regungslos, und das Executions-Commando marschirte mühsam durch das nasse Gras in der Mitte des Vierecks nach der offenen Seite dem frisch aufgeworfenen Erd- und Schlammhaufen zu, welcher die Stelle der Execution bezeichnete. Der Boden fing hier schon an, sumpfig zu werden.

In der Nähe dieses Erdhaufens faßte das Commando Posto.

Zuerst erschallten die Hörner der Infanterie; dann folgten die Pioniere, die Festungs-Artillerie und schließlich die Feld-Artillerie.

Der Auditor im schwarzen Frack trat vor, in der Hand das aufgerollte Urtheil. „Im Namen des Königs“ begann er die Verlesung. Langsam und feierlich stimmte unter dem Präsentiren der Gewehre die Musik das alte Geusenlied an: „Wilhelmus van Nassouwen, bin ik mit Duitscher bloed.“ Die Trommeln wirbelten und die Hörner schmetterten. Dann wurden die Gewehre wieder geschultert. Mit klarer, harter und eintöniger Stimme folgten die langen phrasen- und schnörkelreichen Auseinandersetzungen, eine letzte Marter für den Angeklagten.

Während der Verlesung des Urtheils richtete sich der irrende Blick des Delinquenten auf seine Umgebung. Hinter den langen blitzenden Reihen der Soldaten und den mit weißen Häusern und niedrigen schuppenartigen Casernen besetzten Alleen erhebt sich, hoch über dem die Festung verhüllenden Gebüsch, in stolzen Linien das Gebirge, an welchem schneeweiße Nebel, durch die ersten Sonnenstrahlen erwärmt, langsam hinaufziehen. Ueber dem Gipfel des weit entfernten großen Vulcans Lawu schwebt in glühender Pracht die dunkelrothe Scheibe der Morgensonne, und der mächtige Kegel des nahen Merbabu zeigt in dunkler Purpurfarbe seine wilden, tief eingerissenen Schluchten, die mächtigen Wälder und den von der Riesenkraft seiner Ausbrüche zerstörten zackigen Gipfel. Weiter zur Rechten irrt der Blick über die schwarze steile Riesenpyramide des Telomoyo und die breite tiefe Kluft von Banju Biru (Blauwasser) mit ihren großen Kaffeewäldern. Ueber den Gipfel des Djambu-Gebirges führt der Weg nach Kedu, dem Paradiese Java's. Deutlich zeichnet sich die lange, schnurgerade Linie des Weges gegen den dunkeln, von Dörfern besetzten Flanken des Gebirges ab. O, wer dort sein könnte!

Der Auditor bricht ab. Auch diese Formalität ist vorbei. Die Minuten, nein, die Secunden seines Lebens sind gezählt. Ein Wink, und die letzten, wenigen Schritte nach dem nassen Erdhaufen sind gemacht. Er sieht nicht mehr die Abhänge der nur wenige Hunderte von Schritten entfernten Hügel, den gunong (Berg) Kendali Soto, welcher nach dem auf dem Gipfel befindlichen Gebüsch, dessen Umrisse die Gestalt eines ruhenden Löwen zeigen, der Löwenberg genannt wird, und den Vulcan Unarang, welcher mit seinem buschigen Haupt über die niedrigen Berge hinüberschaut. Eine letzte Hoffnung ist in dem Unglücklichen aufgetaucht: Wenn die Soldaten sich weigern würden, den Henkersdienst zu thun? Doch nein! Er fühlt, wie wahnsinnig seine Hoffnung ist, obwohl er sich wie ein Verzweifelter daran festklammern will.

Sie sollten sich weigern? O nein! Hieß es doch in den mit Blut geschriebenen Kriegsartikeln, welche alle drei Monate zur Verlesung kamen: Diejenigen, welche bei einer Execution „Pardon!“ oder „Gnade“ rufen, sollen mit dem Tode bestraft werden! O nein, sicher würden die Leute schießen, galt es doch andernfalls ihr eigenes Leben! Wohl mochte Mancher eine schlaflose Nacht gehabt haben, wohl mochte sich in den Leuten jeder Rest von Gefühl sträuben, doch Jeder wird auf das Commando schießen.

Inzwischen zieht der Verurtheilte mechanisch seine Uniformjacke aus und legt dieselbe, wie zur Inspektion gefalten, zu seinen Füßen nieder. Dann setzt er darauf seine roth umränderte Artilleristen-Mütze, genau wie der Belgier es vor kurzer Zeit gethan hatte, und auch er abgesprochenermaßen thun sollte. Keine Binde um die Augen! Der Soldat soll dem Tode frei in's Auge sehen.

„Kameraden,“ so begann der Mann mit schwacher Stimme, während schon die geladenen Läufe erhoben wurden.

„Kameraden! Es thut mir leid, ich war betrunken. Ich habe mich schwer vergangen. Möge mein Beispiel euch warnen. Lebt wohl!“

Dann winkte er mit hoch erhobener Rechten den Kameraden seinen Abschied zu. Hatte man ihm doch eingeredet, daß die Bitte um Verzeihung für das zu der furchtbaren Strafe in keinem Verhältnisse stehende Vergehen zu einem ehrlichen Soldatentode gehöre.

Zwölf Schüsse! Ohne mit den Knien zu zucken, steif wie eine niedergeworfene leblose Figur, fiel die lange Gestalt zurück gegen den Erdhaufen. Die weit geöffneten Augen waren starr der Sonne zugewandt, deren wundervollen Glanz sie nicht mehr zu empfinden vermochten.

Ein Arzt trat vor und erklärte nach einer kurzen Untersuchung: „Er ist todt.“

Die Ohrfeige war gesühnt. Sieben Kugeln hatten das Herz durchbohrt, und der Rest war in die Brust und in die Stirne gedrungen. Kleine, rothe Tupfen bezeichneten die Stellen, wo das tödtende Blei eingedrungen gewesen.

Die Schützen traten zurück und defilirten mit den Uebrigen unter den Klängen der Musik vor der Leiche. Unter dem Marsch der Bataillone und den tief in die feuchte Erde sinkenden Schritten der Pferde war das Terrain zu einer Pfütze geworden, und der aufspritzende Schlamm vermischte sich auf dem weißen Vorhemde mit dem Blut des Getödteten.

Die Truppen kehrten in ihre Quartiere zurück und nur das Leichengeleite blieb auf dem Platze. Der bereitstehende Leichenwagen fuhr vor; der Körper wurde in den Sarg gelegt und es begann die militärische Bestattung „mit allen Ehren“.

Zu diesen gehört auch das Schießen mit Platzpatronen auf dem Grabe des Erschossenen. Es ist wie Hohn nach der vorhergehenden Scene.

Ihr Abenteuer.

Die Geschichte eines leichtsinnigen Streiches.
Von F. Kester.

„Schönes, weibliches Modell wird gesucht. Discretion Ehrensache. Bonifaciusstraße 42|3 links.“

Zum dritten und vierten Male schon las Gretchen Bowitz die Annonce, die sie im Inseratentheile des städtischen Anzeigers gelesen hatte. Dann nahm sie das Adreßbuch zur Hand und schlug nach: Bonifaciusstraße 42|3 links. — Da stand es ja schon: Boleslaw Kaminski, Kunstmaler.

Gretchen Bowitz zitterte trotz ihrer achtzehn Jahre ganz auffallend, als sie die gefundene Adresse auf einer ihrer goldgeränderten Visitenkarten verzeichnete. Und sie hatte auch Grund dazu, ängstlich zu sein. Denn sie hatte nichts weniger vor, als zu Herrn Kaminski zu gehen, um sich als Modell anzubieten: um auch einmal ein Abenteuer zu erleben. Kam sie sich doch oft wie ein Backfisch vor im Bekanntenkreise ihrer Altersgenossinnen, von denen ein paar schon glückliche Gattinnen, manche noch glücklichere Bräute und die übrigen wenigstens nicht mehr so naiv-unwissend waren wie sie.

So etwas war wirklich deprimirend! Erst gestern hatte sie vernommen, daß sich nun auch Ilka Jensen, ihre einstige Schulfreundin, verlobt hatte, noch dazu mit einem Künstler, einem Maler. Natürlich, die konnte sich so etwas erlauben, mit ihren paar Millionen Mitgift. Aber sie, sie sank mehr und mehr in eine gewiß ganz unverdiente Vergessenheit. Bald würde sie für die Welt gar nicht mehr existiren, wie sie anscheinend schon für Ilka Jensen nicht mehr existirte, denn die hatte es nicht einmal der Mühe werth gefunden, ihr durch Uebersendung einer Verlobungs-Anzeige den Namen ihres glücklichen Bräutigams wissen zu lassen. Das war doch geradezu unerhört. Aber jetzt sollte es anders kommen!

Gretchen begann mit einer gewissen nervösen Hast ihre Ausgangstoilette in Stand zu setzen. — Als sie Bonifaciusstraße 42|3 angekommen war, mußte sie sich doch gestehen, daß das Herzklopfen, welches sie verspürte, nicht allein von den drei Stiegen herrühren könne, die sie eben passirt hatte. Aber sie kämpfte tapfer gegen die stumme Regung ihrer Furcht. Nun war sie einmal hier, jetzt sollte kommen, was mochte. Sie wollte nun einmal ein Abenteuer erleben — und Diskretion war ja Ehrensache. So tupfte sie denn ganz energisch auf die elektrische Klingel, und als ein weibliches Wesen öffnete, das nicht gerade mehr in seiner Jugendblüthe stand, trug sie demselben ihren Wunsch, Herrn Kaminski zu sprechen, vor.

Herr Kaminski sei in seinem Atelier, sagte die verwelkte Blüthe und geleitete Gretchen vor eine am Ende des dunklen Korridors befindliche Thür.

Der Künstler schien den Wunsch, der nach seiner Persönlichkeit laut geworden war, bereits vernommen zu haben, denn als Gretchen in sein Atelier eintrat, hatte er den Blick erwartungsvoll auf die Thüre gerichtet. Und als Gretchen nach einer kurzen Pause der Verlegenheit fragte, ob sie die Ehre habe, mit Herrn Kaminski zu sprechen, und dieser mit einer bejahenden Verbeugung entgegnete, was ihm zu der ehrenden Auszeichnung verhelfe, die Dame in seinem bescheidenen Atelier empfangen zu dürfen, da begann Gretchen ihr Anliegen vorzutragen.

„Ich las heute eine Annonce,“ fing sie etwas stotternd an. „Weibliches Modell — ich weiß wirklich nicht — werden Sie mich hierzu geeignet finden?“

Herr Boleslaw Kaminski machte große Augen, dann aber sagte er ruhig: „Gewiß! Wann haben Sie Zeit?“

„Alle Nachmittage.“

„Darf ich vielleicht um Ihren werthen Namen bitten?“

„Nein!“ sagte Gretchen fest entschlossen, „und Sie versprechen mir, nie darnach zu forschen. Ueberhaupt ist strengste Diskretion Bedingung und Ehrensache.“

„Selbstverständlich, schöne Melusine.“

„Ich werde also von morgen ab jeden Nachmittag zu Ihnen kommen. Adieu! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Damit war die erste und schlimmste Klippe überwunden. Selbstbewußt und zufrieden mit sich ging Gretchen nach Hause.

Wie schön waren von nun an diese Nachmittage ausgefüllt, diese Nachmittage, an denen früher Gretchen Bowitz vor Langeweile fast verzweifelt war. Wie schön war es, das alleinige vis-a-vis eines Mannes zu bilden, eines Mannes, der so berückende Augen besaß und so süße Reden zu führen wußte.

Kurz, Gretchen fühlte sich von ihrem Abenteuer sehr befriedigt. Der Maler machte ihr so entschieden den Hof, sie fand ihn so entzückend, daß sie garnicht daran zweifelte, das Abenteuer werde ein sehr befriedigendes Ende nehmen.

Da, als sie eines Tages wieder bei Kaminski war, klingelte es draußen.

„Ist Herr Kaminski in seinem Atelier?“ fragte eine jugendliche Stimme.

„Gewiß, Fräulein,“ lautete die Antwort. Dann ließ sich das gedämpfte Geräusch von Schritten vernehmen, die der Thüre näher und näher kamen.

Der Maler fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen.

„Verflucht,“ rief er. „Meine Braut!“

„Was? Ihre Braut?“ rief Gretchen, die wie aus den Wolken gefallen war.

„Ruhig jetzt, davon ein andermal. Seien Sie jetzt ganz Modell! Stellen Sie sich hierher — ein wenig seitwärts! So? Herrrein!“

Die Thüre öffnete sich und herein trat eine hübsche junge Brünette.

„Guten Tag, mein Lieber!“ begrüßt sie lachend ihren Bräutigam. „Nicht wahr, das nennt man Ueberraschung! Aber —“

Sie wurde vor Erstaunen sprachlos, als sie Gretchen Bowitz erblickte. Dann sah sie bald Boleslaw, bald Gretchen an, mit einer Miene, die beinahe das Gegentheil von freudiger Erregung besagte.

„Gretchen!“ rief sie endlich, „Gretchen! — Du bist es doch!? Kennst Du mich nicht mehr, Deine Ilka Jensen?“

„Aber Ilka,“ wagte Boleslaw einzuwenden, „ich bitte Dich — mein Modell — eine Verwechslung —“

„Ach so, eine Verwechslung!“ entgegnete Ilka spöttisch. „Da sieh', mein lieber, wie Dein Modell zu weinen anfängt. Deine Modelle weinen wohl alle, wenn eine Persönlichkeit, die ihnen ganz und gar fremd ist, Dich in Deinem Atelier besucht?“

„Aber Ilka, ich bitte Dich.“

„Da giebt es nichts mehr zu bitten. Ich gehe wieder, — ich will nicht länger stören. Adieu! Auf Nimmerwiedersehen! Behüt Dich Gott, unschuldiges Gretchen!“

Damit ging sie hinaus und es war in der That eine recht mißliche Situation, in der sie den armen Boleslaw zurückließ. Wie versteinert sah er gegen die Thüre, die sich eben hinter Ilka Jensen geschlossen hatte. Dann wandte er sich plötzlich um.

„Warum haben sie mir auch ihren Namen verschwiegen? brach er los. „Mehr als einmal hat mir Ilka von Gretchen Bowitz, ihrer naiven Schulfreundin erzählt. Recht naiv, in der That!“

„Wie, Sie machen mir auch noch Vorwürfe?“ rief Gretchen unter Thränen. „Sie haben mich ganz schmählich angelogen! Mich allein lieben Sie, haben Sie behauptet und unterdessen haben sie einer anderen das nämliche weisgemacht. Nein, das ist doch zu stark! Ach, diese Männer, diese Männer!“

„Beruhigen Sie sich nur, ich bitte Sie —“

„Nein, niemals! Wir sind geschieden! Leben Sie wohl für immer! Adieu!“

Damit schlüpfte sie, rasch wie ein Wiesel, aus der Thüre.

Boleslaw Kaminski blieb kopfhängend allein.

„Das nennt man Künstlerpech!“ murmelte er. — Und Künstlerpech nannte er es auch, als er am folgenden Tage ein parfümirtes Billet erhielt, worin ihm Ilka Jensen, das Millionenmädchen, mittheilte, er möge seine Verlobung mit ihr für aufgelöst betrachten.

Noch am selben Tage hatte sich Gretchen zu Ilka begeben, um derselben ihr ganzes Herz auszuschütten und sie um Alles in der Welt um Schweigen zu bitten. Denn wie kompromittirend wäre es, wenn die Welt etwas davon erführe!

Und als Ilka in der alten Schulgenossin nicht eine Rivalin, wie sie vermuthet hatte, sondern ein unschuldiges Opfer von Abenteuerlust und männlicher Doppelzüngigkeit erkennen mußte, da erweichte sich auch ihr Herz, und sie gab der betrübten Schicksalsgenossin das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens.

Gretchen Bowitz aber hatte alle Lust an Abenteuern verloren. Von der Quelle des Lebens hatte sie ja gekostet. Was wollte sie also noch mehr? Sie hatte ein eigenes, großes Abenteuer erlebt, und das ersetzte vielleicht unzählige von anderen alltäglicher Art.

Ein angenehmer Herrscher.

Ueber den König von Birma wird aus Ceylon geschrieben: „Wenn auch nur der zehnte Theil wahr ist, was seine Unterthanen von dieser verstossenen Majestät, dem „sehr berühmten König Theebau“, erzählen, so ist das schon genug, um ihn mit Nero zu vergleichen. Und dieser Tyrann regierte ein gutmüthiges Volk, eines der reichsten Länder Indiens! Im Hofe seines Palais zu Mandaley verging selten ein Tag, ohne daß er mehrere seiner Unterthanen unter den gräßlichsten Martern hinrichten ließ. Einen „Unbeliebten“ auf ein eisernes Gestell zu binden, ein Feuer darunter zu machen und so den in Ungnade Gefallenen langsam zu braten, war eine häufige „Unterhaltung“. Um die Regierung kümmerte Theebau sich sehr wenig; dies überließ er seiner Hauptgemahlin, der Königin Soc-Pyah-Lat. Obwohl der König viele Frauen hatte, man sagt 300, so verstand es doch diese Königin, ihren Gemahl unter dem Pantoffel zu halten. Sobald es eine der vielen anderen Frauen des Königs wagte, der Königin Soc-Pyah-Lat entgegenzutreten oder den König zu beeinflussen, mußte sie diesen Versuch mit dem Leben büßen. Sie wurde, zur Warnung der anderen, von einem dazu abgerichteten Elephanten zertreten. Den fast immer bekneipten König rührten solche Morde nicht im geringsten. Daß er den Krieg mit den Engländern anfing, welcher ihm sein Land kostete, war nicht sein Fehler. Er that dies nur auf Befehl seiner Gemahlin Soc-Pyah-Lat, welche alle Weißen haßt, hauptsächlich die Engländer. Wohl hat nun der König kein Land mehr, doch sind ihm außer seinen Titeln noch große Reichthümer geblieben. Täglich besteigt er mit seiner Königin und seinem Gefolge die Staats-Barke, um sich auf dem See in Mandaley herumrudern zu lassen. Diese Barke ist von hohem Werth. Die Kajüte des Königs sowie der Königin ist mit großen Rubinen und anderen edlen Steinen geschmückt, sowie mit Goldplatten ausgelegt. Ueberhaupt vermehrt sich das Lager werthvoller Steine des Königs immer weiter, trotzdem ihm diese gleichgültig sind und er lieber ein Faß Rum sein eigen nennt, als diese Edelsteine, welche er nicht trinken kann. Die Engländer vermuthen, daß er die Steine aus einer seiner Gruben erhält, welche jedoch trotz allem eifrigen Spähen und Suchen noch nicht gefunden wurden. Nur der König und dessen Frau, sowie einige wenige seiner Vertrauten wissen, wo diese Gruben liegen. Jetzt hat sich eine Gesellschaft gebildet, um den König zu veranlassen, den Preis zu nennen, welchen er für diese Gruben verlangt; doch Theebau hat sich geweigert, dieselben zu verkaufen. Die Engländer lassen sich natürlich nicht so leicht abweisen und setzen sich jetzt mit der Königin in Verbindung, wohl wissend, daß sie der eigentliche König ist.

Deutsch wird die Sprache der japanesischen Aerzte.

Das ist eine friedliche Eroberung, welche die deutsche Wissenschaft im fernen Osten Asiens gemacht hat! Sehr viele Japaner machen bekanntlich ihre medizinischen Studien in Deutschland. Die Professoren der medizinischen Fakultät zu Tokio sind entweder deutsche Professoren, die dahin berufen wurden, oder solche Eingeborene, die in Deutschland studirt haben. So kam es, daß in diesen Kreisen deutsch gesprochen wird, ebenso in den medizinischen Vereinen, und selbst solche Aerzte, welche die deutsche Sprache nicht ganz beherrschten, bedienen sich derselben im Verkehr unter sich. Damit sie nun von den Lazarethgehülfen verstanden werden, müssen diese an der Hand der Fibel deutsch lernen. Alle medizinischen und thierärztlichen Zeitschriften erscheinen in deutscher Sprache, so kommt es, daß in den Druckereien deutsch so gut gesetzt und gedruckt wird, wie japanesisch.